

Verschönerung im öffentlichen Personennahverkehr

Cognacschwenken in der S-Bahn gehört leider der Vergangenheit an. Wie schön war es, mit einem guten Freund gemeinsam einzusteigen und die Welt um sich herum zu vergessen bei einem belebenden Tropfen. Dieser Bernstein, dieser

samtweiche Geschmack, herrlich. Aber das Ende solchen Genusses hatte sich angekündigt. Anfangs waren die Fauteuils aus den Abteilen verbannt worden, später die Zigarren, und an die offenen Kamine kann sich noch kaum jemand erinnern.

Pendeln ging gut mit lodender Glut. Draußen schlummerte schneebedeckt die Stadt, kontrastiert allein von den winterlich verzauberten Stationen. Träumend vergaß man glatt das Umsteigen. Indes duldet die Moderne kein allzu großes Sentiment,

Nüchternheit ist das Gebot unserer Zeit. Kürzlich saß morgens in der S1 in Richtung Hauptbahnhof eine adrette Mittdreißigerin in Reithosen, die sich erst ein wenig warmsimste und dann eine Bürste hervorholte, um das Wildleder ihrer Stiefel auf

Penibelste vom Schmutz zu befreien. Hernach zupfte sie die Wollmäuse von ihrem Pullover und ließ sie in den Waggon entschweben. Das kommt jetzt: Just-in-time-Körperpflege! Einst knipste man die Fahrkarten, bald werden es die Fußnägel sein.

Vater Ahmed mit den Töchtern Nura und Amina in Niedersachsen



Mutter Gazale mit Tochter Schams und Sohn Ghazi in Izmir



Familie, von Amts wegen zerrissen

Mutter weg, Vater hier, Kinder verteilt: Der Fortgang einer Abschiebung aus dem Landkreis Hildesheim **VON WOLFGANG UCHATIUS**

Heiko Kauffmann braucht lange, um diesen Brief zu schreiben. Tagsüber schiebt er die Sätze im Kopf herum, nachts liegt er wach und wägt die Wörter ab. Schließlich tippt er: »An den Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen, Herrn David McAllister«. Am Ende wird er fünf Seiten gefüllt haben. Er wird auf ihnen das Schicksal von vier Kinder erzählen.

Es geht oft um Kinder im Leben von Heiko Kauffmann, meist um die Söhne und Töchter von Flüchtlingen. Kauffmann ist 63 Jahre alt, er hat Pädagogik studiert, hat lange für das Kinderhilfswerk Terre des Hommes gearbeitet, später ist er Sprecher der Menschenrechtsorganisation Pro Asyl gewesen. Man kann sagen, er hat den jahrzehntelangen Streit, ob Deutschland nun ein Einwanderungsland ist oder nicht, in vorderster Reihe miterlebt. Oft hat er sich eingemischt, wenn er das Gefühl hatte, dass die Auseinandersetzungen um vermeintliche Wirtschaftsflüchtlinge und angebliche Asylbetrüger auf Kosten der Kinder gingen.

Jetzt schreibt er an den CDU-Politiker McAllister: »In all diesen Jahren habe ich noch kein Familienschicksal wie das hier vorliegende erlebt.«

Es beginnt am 10. Februar 2005 in einem Dorf bei Hildesheim. Morgens um halb neun Uhr hält ein Polizeiwagen mit zehn Beamten vor der Wohnung von Ahmed Siala und Gazale Salame, einem Mann und einer Frau, die knapp zwanzig Jahre zuvor, damals selbst noch Kinder, mit ihren Eltern aus dem libanesischen Bürgerkrieg in die Bundesrepublik geflohen waren. Hier, in Niedersachsen, hatten sie einander später kennengelernt und drei Kinder bekommen.

Dann aber fand das Ausländeramt heraus, dass Gazale Salames Familie damals von Beirut über die Türkei, die Heimat ihrer Vorfäter, nach Deutschland gelangt war, mithilfe türkischer Pässe. Daraus folgerte die Behörde, dass die Salames nicht, wie von den Eltern angegeben, staatenlose Kurden aus dem Libanon seien, sondern Türken. Weshalb jetzt, an diesem 10. Februar 2005, die Polizei kommt.

Ahmed Siala bringt gerade die beiden älteren Töchter in die Schule. Seine schwangere Frau ist allein mit der dritten Tochter, der einjährigen Schams. Die Beamten teilen ihr mit, sie werde jetzt in die Türkei abgeschoben, und verfrachten sie samt Tochter ins nächste Flugzeug, obwohl sie seit 17 Jahren in Deutschland lebt, kein Türkisch spricht, und ihren Mann und zwei Kinder zurücklassen muss (ZEIT Nr. 38/07 und Nr. 08/09).

Heute, fast sieben Jahre später, ist die Familie noch immer getrennt. Gazale Salame, inzwischen 31 Jahre alt, lebt, an Depression erkrankt, mit den beiden jüngeren Kindern in einem ärmlichen Viertel der türkischen Stadt Izmir. Ahmed Siala, 32, wohnt mit den älteren Töchtern weiterhin in der Nähe von Hildesheim. Mit den Behörden führt er einen öffentlichen Kampf, von vielen unterstützt.

Siala will seine Frau und die Kinder nach Deutschland zurückholen. Das kann nur gelingen, wenn er eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis erhält. Die bekommt er nicht, im Gegenteil, auch ihn will das Ausländeramt abschieben. Obwohl Sialas Familie damals direkt von Beirut nach Deutschland kam, beruft sich der Landkreis Hildesheim darauf, dass auch seine Vorfahren aus der Türkei stammen.

Siala erhob Klage gegen die Behörde. Aneinanderstößend nach der Abschiebung seiner Frau ent-

schied das Verwaltungsgericht in Hannover zu seinen Gunsten. Die Rückkehr Gazale Salames und der beiden Kinder aus der Türkei schien nur noch eine Formsache zu sein. Doch auf Geheiß des niedersächsischen CDU-Innenministers Uwe Schünemann legte der Landkreis Berufung ein.

Ein weiteres Jahr verging, dann schlug sich das Obergericht in Lüneburg auf die Seite der Ausländerbehörde. Siala ging in Revision. Nach noch einmal anderthalb Jahren, Anfang 2009, erklärte das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig das OVG-Urteil für ungültig und verwies den Fall zurück an das OVG. Die Präsidentin des Bundesverwaltungsgerichts sagte damals, der Fall schreie nach einem Vergleich, einer politischen Lösung jenseits der Paragraphen.

Zu dieser Lösung ist es bis heute nicht gekommen. Der Landkreis Hildesheim und das niedersächsische Innenministerium berufen sich weiterhin auf jahrzehntalte türkische Melderegister. Auf die Trennung der Familie angesprochen, entgegnet Innenminister Schünemann stets, Siala könne seine Frau schon morgen wiedersehen, er müsse nur in die Türkei ausreisen.

Natürlich könne er das, sagt Siala. Aber wovon solle die Familie dort leben? Er spricht kein Wort Türkisch, wie solle er in der ihm fremden Türkei eine Arbeit finden, wie die Kinder ernähren? In den vergangenen sieben Jahren lebte Gazale Salame von dem Geld, das Siala als Geschäftsführer einer kleinen Schlachtereie in Deutschland verdiente, sowie von Spenden, die der niedersächsische Flüchtlingsrat für die Familie sammelte.

Wann das Gericht aufs Neue urteilt, ist nicht abzusehen. Sollte Gazale Salame nach Deutschland

zurückkehren dürfen, wäre es fraglich, wie viel von der Familie nach all den Jahren noch übrig wäre.

Wenn ein Mann einen Mord begeht, verbietet es das deutsche Gesetz, seine Kinder und Enkel zu bestrafen. Macht aber ein Bürgerkriegsflüchtling bei seiner Einreise in die Bundesrepublik Deutschland falsche Angaben, müssen mehr als zwanzig Jahre später noch die Kinder und Kindeskinde darunter leiden.

Besonders fragwürdig erscheint dieses Rechtsverständnis angesichts der Tatsache, dass die Eltern von Gazale Salame nicht abgeschoben wurden, obwohl sie die Einzigen sind, denen man ein Fehlverhalten vorwerfen könnte. Sie hatten es mit dem Ausländeramt eines anderen Landkreises zu tun, das davon absah, das körperlich und psychisch kranke Paar des Landes zu verweisen. Gazale Salames Sachbearbeiter aber war der Meinung, man könne auch eine schwangere Frau von ihrer Familie trennen. Deshalb wachsen nun zwei Kinder in Niedersachsen ohne Mutter auf und zwei Kinder in der Türkei ohne Vater.

Diese Kinder sind es, die Heiko Kauffmann im Kopf hat, als er seinen Brief an den niedersächsischen Ministerpräsidenten schreibt. Er bittet McAllister, der Familie ein Bleiberecht in Deutschland zugestehen, und verweist auf Artikel 3 der UN-Kinderrechtskonvention, wonach bei gesetzlichen oder behördlichen Maßnahmen, die Kinder betreffen, das Wohl dieser Kinder »vorrangig zu berücksichtigen ist«. Auch die Bundesrepublik hat diese Konvention unterzeichnet. Nur hält sie sich nicht immer daran.

Vor zwei Wochen hat Kauffmann seinen Brief an McAllister abgeschickt. Die Antwort steht noch aus.

Heile Welt für alle

Peter Witschi, Unternehmer in Bern, lässt die vernetzte Menschheit an seiner Modelleisenbahn teilhaben



Staub ist das letzte ungelöste Problem

Ägypten, Libyen, bin Laden, Fukushima, Berlusconi, Putin, Euro, Nordkorea ... turbulentes Jahr! Gibt es überhaupt noch einen Ruhepol irgendwo? Ja, zum Beispiel in Bern, im Büro von Peter Witschi, der die Schweizer Suchmaschine webliste.ch betreibt. Er lädt jeden ein, ihm über die Schulter zu schauen. Auf www.petershobby.ch ist die Welt noch im Lot.

DIE ZEIT: Wie sind Sie auf die Idee gekommen, an Ihrer Modelleisenbahn eine Kamera zu installieren und sie im Internet verfügbar zu machen?

Peter Witschi: Weil ich dachte, dass es vielleicht interessant wäre, wenn andere Modelleisenbahner nicht unbedingt erst tausend Kilometer fahren müssen, um meine Bahn sehen zu können.

ZEIT: Was fasziniert Sie an Modelleisenbahnen?

Witschi: Die Planung und dann das Bauen.

ZEIT: Weniger das Fahren?

Witschi: Es muss fahren, selbstverständlich, es funktioniert auch alles, aber das funktioniert eben dann so gut, dass es schon wieder langweilig wird.

ZEIT: Wir haben Sie mal unter die Anlage kriechen sehen. Gab's da einen Unfall?

Witschi: Unfälle gibt es zum Glück nicht mehr so viele. Aber es kann mal vorkommen, dass ein bisschen Staub auf den Schienen ist und ein Zug irgendwo stecken bleibt. Und in einem solchen Moment bin ich dann unter der Anlage zu finden.

ZEIT: Es ist ja viel passiert dieses Jahr. Bei Ihnen tut sich vergleichsweise wenig.

Witschi: Ja, die Veränderungen halten sich sehr in Grenzen. Was soll man dazu sagen? Das ist der Vorteil einer Eisenbahnanlage.

ZEIT: In Ihrer Anlage gibt es einen Jahrmarkt, eine Kirche, einen Friedhof, den man sich mit der Webcam so weit heranziehen kann, dass die Namen auf den verwitterten Grabsteinen zu lesen sind. Als die ersten Bilder aus Fukushima kamen, aufgenommen aus großer Entfernung wegen der Strahlung, sah das fast wie Ihre Modelleisenbahn aus. Was ist Wirklichkeit, was ist Illusion?

Witschi: Das Ziel einer Modellbahn ist natürlich die Illusion. Mit einer Kamera lässt sich eine Modelleisenbahn als real darstellen. Aus diesem Grund hat meine Anlage rundum ein Gemälde, damit man das Gefühl hat, sich in der Welt zu befinden.

ZEIT: Auf der Anlage gibt es ein Haus, »Peters Home«. Sieht Ihr Haus so aus?

Witschi: Das würde in etwa genauso aussehen.

ZEIT: Einen Hubschrauberlandeplatz hätten Sie?

Witschi: Ja, der ist Wunschdenken. Das Haus ist schon so, wie ich mir mein Haus vorstellen würde, wenn ich zum Beispiel eins bauen würde.

ZEIT: Warum haben Sie auch Kameras im Büro?

Witschi: An und für sich war das mal ein Gag. Und mittlerweile hat es sich zu einem Dauer Gag entwickelt. Lustigerweise ist jetzt eigentlich ein Hauptgrund bei mir meine Mutter. (lacht) Weil sie sehr gerne mehrmals täglich schnell reinschaut, und dann sieht sie mich da arbeiten und ist glücklich.

ZEIT: Hat sich bei Ihnen sonst je jemand gemeldet?

Witschi: Ja. Quer durch die Welt. Alles, was irgendwie ein bisschen Englisch herausbringt, meldet sich da. Da kommen so Sprüche wie, ich soll die Schuhe anziehen. Oder: »Hello Pete, I see you.«

ZEIT: Schalten Sie die Kamera manchmal aus?

Witschi: Grundsätzlich nicht. Sie schmiert mal ab, das kommt vor.

ZEIT: Ist das nicht unangenehm, weltweit beobachtet zu werden im Zeitalter der Gesichtserkennung und von Google Street View?

Witschi: Am Anfang war das seltsam. Aber man

gewöhnt sich daran. Und mittlerweile trägt es eher zur eigenen Belustigung bei, wenn ich aufstehe und nach vorne laufe und die Kamera fährt gleich mit.

ZEIT: Fühlen Sie sich dann nicht so allein?

Witschi: Aus dem Grund habe ich sie nicht angebracht. Sie hat schon eine praktische Funktion. Sie ist eine Überwachungskamera. Wenn jemand im Büro ist, von einer bestimmten Zeit an, hat sie einen Bewegungssensor. Wenn da jemand einfach reinkäme, würde das aufgezeichnet werden.

ZEIT: Es gibt aber Orte im Büro, an die Sie sich unbeobachtet zurückziehen können?

Witschi: Es gibt tote Winkel, genau. (lacht) Zum Glück übersieht sie nicht alles.

ZEIT: Ihren Partner Fritz sieht man nur von hinten. Hat er Probleme mit der Kamera?

Witschi: Oh, nein, das würde ich jetzt nicht sagen. Er hat alleine sechs Cams installiert. Davon sehen Sie jetzt wahrscheinlich nur die eine. Der hat sie ein bisschen aus anderen Gründen.

ZEIT: Was sind das für Gründe?

Witschi: Dazu möchte ich mich nicht äußern.

Das Gespräch führte FOKKE JOEL